

Gottfried Kellers Abfall von Gott.

Die drei neuen Bände über Gottfried Keller¹, zu denen der Zürcher Germanist Emil Ermatinger das Werk seines akademischen Vorgängers geschickt und liebevoll umgebaut hat, suchen nicht ihr geringstes Verdienst darin, daß sie die Weltanschauung des gefeierten Meisters der realistischen Erzählung als die tiefste und stärkste Quelle seiner Kunstrform nachweisen (I S. ix). In nicht ferner Zeit wird sich Gelegenheit bieten, zu diesen Abschnitten des Buches Stellung zu nehmen. Eine Vorbedingung dafür und zugleich an sich von höchstem Belang ist die von Ermatinger nur zum Teil durchgeführte Eintragung der Gedanken Kellers über Gott und Welt in das Bild nicht des Dichters, sondern des Menschen. Wohl versichert Ermatinger, daß er uns („mit ganz wenigen Ausnahmen“, wo er zur Mitteilung noch nicht ermächtigt sei) nichts vorenthalte, was die Kenntnis der lichten oder dunkeln Seiten an Kellers Persönlichkeit irgendwie bereichern könne (I VIII; II VII). Aber er hat die Ergebnisse nicht so zusammengefaßt, daß die Abkehr vom Jugendglauben in ihrer Bedeutung für Kellers Charakter und dadurch Kellers Schicksal in seiner Bedeutung für breite Strömungen unseres Geisteslebens deutlich hervorträten.

Gottfried Kellers Vater hat einmal als Guest bei einer öffentlichen Schulprüfung mit sehr eindringlichen Worten die Notwendigkeit einer alle Seelenkräfte des Kindes lebendig ergreifenden religiösen Erziehung dargelegt (I 6). Der brave Drechslermeister ahnte nicht, daß der Tod ihn hindern werde, diese Forderung an seinem Sohne zu verwirklichen. Er starb 1824, als Gottfried eben fünf Jahre zählte. Die Frömmigkeit der nüchtern gesinnten und strengen Mutter hatte wenig Frohes und Hohes: „Gott war ihr der himmlische Versorger und Proviantmeister“ (I 7).

¹ Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Bächtols dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. Drei Bände. 8° (X u. 678 S., X u. 528 S., VIII u. 598 S.) Zweite Auflage. Stuttgart 1916. Cotta. M 46.—; geb. M 53.50. Die zweite Auflage bringt, wie das Vorwort des ersten Bandes sagt, das fünf Monate nach dem der ersten Auflage geschrieben worden ist, „ein paar kleinere Berichtigungen und Zusätze“; für den zweiten und dritten Band werden keine Veränderungen angegeben.

1826 heiratete sie zum zweitenmal; die Ehe mußte aber bald geschieden werden.

Noch ungünstiger als die drückenden häuslichen Verhältnisse wirkte auf die religiöse Bildung des Knaben der Schulbesuch. Von seinen sechs Jahren in der Armenschule und von den zwei darauf folgenden in einer Realschule ist freilich nur im allgemeinen bekannt, daß er kein „Musterschüler“, sondern trozig und verschlossen war (I 22). Aber in der Industrieschule, in die er Ostern 1833 aufgenommen wurde, stieß er am schärfsten gerade mit dem geistlichen Prorektor zusammen. Schon im Juli 1834 wurde er auf dessen Antrag als Rädelshörer bei einer argen Empörung gegen einen andern Lehrer von der Anstalt ausgeschlossen. Da Gründe vorlagen, die Keller als nicht so schuldig erscheinen ließen, wie seine Richter ihn ansahen, so verbitterte ihn diese Maßregel auf immer. Noch im selben Jahre schrieb er einem Freunde ins Stammbuch: „Ehre die Pfaffen, die guten und bösen; die ersten, weil sie Gottes Gebote verkündigen, die letzteren, damit du sie nicht fürchten darfst“ (I 19). An die Wand des Dachstücks, das er während der häufigen Besuche bei seinem Oheim in Glattfelden zu bewohnen pflegte, malte er einen Priesterkopf mit Hörnern, und darunter setzte er die Verse:

Schwarz ist die Nacht,
Schwarz ist der Teufel,
Schwarz sind die Pfaffen
In heiliger Tracht. (I 38.)

Für den Geist, der bei den Glattfeldener Verwandten herrschte, ist es bezeichnend, daß ein so eigenartiger Wandschmuck noch „jahrzehntelang“ zu sehen war. Ein häufiger Guest der Familie war der Kirchenfeind Rudolf Spillmann, der später eine Tochter des Hauses heiratete. Auch sonst hatte Keller viel mit Leuten verkehrt, die nicht geeignet waren, ihm religiös und sittlich zu nutzen. Im Hause seiner Mutter lebte er mit zwei reichlich trinklustigen Handwerkern zusammen (I 20), und in der nahen Schneidewerkstatt eines Pfaffenfressers war er bei zahllosen Reden gegen Aristokraten und Jesuiten aufmerksamer Zuhörer (I 21 156). Wieviel kirchliche Gessinnung der Vorbereitungunterricht zu seiner Konfirmation, die Weihnachten 1835 stattfand, nach solchen Erlebnissen in ihm zu wecken vermochte, ist nicht näher zu ermitteln (I 42). Eine aus dem Jahre 1837 stammende dichterische Schilderung einer Nacht im Gebirge enthält das Bekenntnis, die Herrlichkeit und Ordnung der Natur offenbare einen Schöpfer;

ihn zu leugnen, sei „größerer Unsinn als der finsternste Aberglaube“ (I 44). Als zwei Jahre später David Friedrich Strauß, der Leugner der Gottheit Christi, an die Zürcher Universität berufen worden war, und ein Landpfarrer mit mehreren Tausend Bauern gegen die Stadt rückte, um die Aufhebung dieses Beschlusses zu erzwingen, schloß sich Keller begeistert denen an, die den vergeblichen Versuch machten, die Regierung und den Professor zu retten (I 60).

Damit war die Jugendzeit vertan. Ihr Bildungsertrag konnte nicht erfreulich sein, für die Religion so wenig wie für alles andere. Keller fühlte das; er schrieb am 20. Juli 1839 an einen Freund: „Nun bin ich volle zwanzig Jahre alt und kann noch nichts. . . . Ich saß eben trüb und verstimmt in meiner Kammer und übersah mein bisheriges regelloses und oft schlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehauener Baumstrunk hinter mir im Dreck lag, und guckte neugierig in meine Zukunft, welche wie ein unfruchtbare Holzapfelbaum ebenfalls vor mir im Dreck stand und mir durchaus keine erfreulichen Aspekte gewähren wollte. . . .“ (II 10.)

Das nächste Jahrzehnt zeigt weder ein geordnetes Bemühen, endlich eine klare und feste Weltanschauung zu gewinnen, noch eine diesem Ziel entsprechende Lebensführung. Während Keller sich in München mit wenig Geld und noch weniger Erfolg zum Landschaftsmaler auszubilden sucht, schreibt er seiner Mutter, die Kirchen seines reformierten Bekenntnisses seien ihm wegen der „kalten“ Predigten unausstehlich. Aber er habe „immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben“. Er gehe oft in eine katholische, schismatische oder jüdische Kirche und sei da, „während sie ihre Künste treiben“, auf eigene Art anständig (II 74). Die Mutter solle nur glauben, daß er „täglich an Gott denke und auf ihn vertraue“, wenn er auch „nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere, um dort zu schlafen“ (II 82). Nach der Heimkehr in die Vaterstadt stürzte sich der verunglückte Maler in das revolutionäre und freigeistige Treiben, das damals Zürich stark bewegte. Er beteiligte sich an zwei kläglich scheiternden Kriegszügen liberaler Freischaren gegen Luzern, er verhöhnte in seinem „Apostatenmarsch“ den Landammann Baumgartner von St. Gallen, dem der Aargauer Klosterraub die Gemeinschaft mit den bisherigen Parteigenossen vereikelt hatte (I 133), und er überhäufte im „Desuitenzug“ den verhafteten Orden mit allen Schmähungen verbohrter Feindschaft. „Es kann leider nicht geleugnet werden“, gestand der Dichter

in späteren Jahren, „daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb“ (I 117).

Im August 1843 glaubte Keller, er könne gerade als Dichter „eine Religion“ nicht entbehren, aber sie müsse „frei von aller Form und allem Zwang“ sein (II 117). Er werde „die christlichen Dogmen, so wenig als diejenigen irgendeiner andern Religion, verspotten“; bekämpfen werde er nur ihren Missbrauch und jeden unduldsamen Fanatismus. Freilich wurde ihm dabei vor seiner geistigen Unzulänglichkeit bange, und wie groß die in der Tat war, beweist an derselben Stelle seines Tagebuchs die verworrene Äußerung: „Es wurde mir klar, was es heißt, gegen zweitausendjährigen, positiven Glauben zu kämpfen; ich bedachte, was am Ende der Mensch mit allem seinem Wissen sei, und daß die größte, tiefste Philosophie zuletzt Irrtum und konsequente Blindheit sein könnte, wie der Aberglauben eigentlich nur eine Konsequenz des positiven Christenglaubens ist. Daher ist es eigentlich Unsinn, wenn gute Christen gegen Gespenster- und Hexenglauben eifern“ (II 122).

So schwankende Begriffe konnten dem Glauben an Gott auf die Dauer keinen Halt bieten. Zwar bekämpfte Keller 1846 an der Seite seines Zürcher Gönners Follen einige neue Schriften, die Gott und Unsterblichkeit verwarf. In Sonetten sprach er aus, daß die Endlichkeit des Erdenlebens der Weite unseres Geistes und dem Verlangen nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit nicht genüge (I 160 f.). Da, noch 1848 kam es ihm lächerlich vor, daß Ruge und Feuerbach nicht zugeben wollten, man könne „ein kulanter und liberaler Mann, ein reiner und energischer Republikaner sein“ und doch an Gott und Unsterblichkeit glauben (I 196 f.). Aber neben diesen öffentlichen Bekennissen steht in einem Freundesbriefe vom 28. Januar 1849 die vertrauliche Äußerung: „Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder ersten Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß“ (II 184).

Kellers Bildungsgang gestaltet nicht die Annahme, das Schwinden der gläubigen Ehrfurcht vor Gott sei die Folge ruhigen und gründlichen Nachdenkens gewesen. Auch hatte Keller nicht so gelebt, daß er sich die Beruhigung hätte geben dürfen, wenn er sich von Gott abwende, so lasse er sich nur vom Lichte der Wahrheit leiten. In München trieb es der angehende Maler nach Ermatingers Worten „zeitweise recht flott aus eigenem und fremdem Geld und genoß das Künstlerleben samt der edlen

Kunst zu faulenzen in vollen Zügen" (I 79). Er bekennt zwar, daß er sich „ungeheuer anstrengen“ müsse, kein „gemeines, untätiges und ver-
dorbenes Subjekt“ zu werden, fügt aber sofort hinzu, daß er „dessen ungeachtet alles Mögliche mitmache“ (II 60). Nach der Heimkehr wurde er kein anderer; Ermatinger kennzeichnet ihn auch für diese Zeit als einen „ungestümten und ungebärdigen Freiheitsföhrlärmer und Trinkkumpen“ (I 175; vgl. 166 f.). Wohl machte er immer wieder Ansätze zu fleißiger Arbeit und zur Abrundung seiner durch die frühe Entlassung von der Schule recht lückenhaft gebliebenen Bildung (II 62, I 174), aber namentlich auf religiösem Gebiete waren seine Versuche zu geistiger Klärung und sittlicher Festigung sehr unvollkommen.

29 Jahre war Keller alt, als er mit dieser höchst mangelhaften Aus-
rüstung im Oktober 1848 die Universität Heidelberg bezog. Nur ein Se-
mester besuchte er Vorlesungen (I 211) und nur nachmittags (II 186). In dieser kurzen Zeit hörte er Kollegien über Geschichte, Rechtswissenschaft,
neuere Philosophie, Literaturgeschichte, Ästhetik und Anthropologie. Am 1. Dezember 1848 begann Ludwig Feuerbach im Heidelberger Rathause
seine Vorlesungen über das Wesen der Religion, und schon am 28. Ja-
nuar 1849 schrieb Keller, Feuerbach habe ihn umgewandelt: „Ich werde
tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen
bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachschen Niveau
bin. Die Welt ist eine Republik, sagte er, und erträgt weder einen ab-
soluten noch einen konstitutionellen Gott (Nationalisten). Ich kann einst-
weilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine
Art von Präsident oder ersten Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß;
ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt
sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle.
Die Unsterblichkeit geht in den Kauf“ (II 184 f.). Es hat wenig zu
bedeuten, daß Keller hinzusetzt, er habe sich nur „Schritt für Schritt das
Terrain abgewinnen“ lassen, denn er gesteht zugleich, dieser Widerstand
sei „mit der fünften oder sechsten Stunde“ allmählich zusammengebrochen
(II 185). Keller hat also trotz der Menge anderer Vorlesungen, von deren
Besuch er im selben Brief erzählt, und trotz nebenhergehender dichterischer
Arbeiten (II 182 187) nicht einmal zwei Monate gebraucht, um in einer
Frage von ungeheurer Wichtigkeit seinem angestammten Glauben und der
überwältigenden Mehrheit der großen Geister aller Jahrhunderte den Rücken
zu lehren und einem Modephilosophen der äußersten Verneinung zu folgen!

Mit so geringer Sachkenntnis tat er den letzten Schritt, den vernachlässigte Erziehung, oberflächliche Bildung und leichtsinniges Leben langsam vorbereitet hatten.

Im April 1850 verriet Keller in einem Brief an Freiligrath, daß er sich für den Wechsel seiner Weltanschauung nicht eigentlich auf klare Einsicht in die Gründe berufen könne: „Wie ich mit dem lieben Gott stehe? Gar nicht! Ludwig Feuerbach und die Konstitutionellen in Frankfurt nebst einigen groben physiologischen Kenntnissen haben wir alle luxuriösen Träume vertrieben. Die rationelle Monarchie ist mir in der Religion so widerlich geworden wie in der Politik“ (II 220). Ebenso schreibt er im März 1851: „Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studiert hat und versteht, wenigstens formell, als ich und doch ein eifriger Deist ist, sowie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann in Gottes Namen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Tot ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äußere Zustände an“ (II 275). Gewiß kommt es auch darauf an; entscheidend ist aber, ob der „Handwerksmann“ das Nötige getan hat, die „innere Organisation“ und die „äußeren Zustände“ möglichst gut zur „klaren Erkenntnis“ auszunutzen — und daran hat es Keller sehr fehlen lassen.

Die Absage an Gott war endgültig. In einem Brief aus dem Jahre 1881 heißt es: „Der Satz Ludwig Feuerbachs: Gott ist nichts anderes als der Mensch! besteht noch zu Recht; allein ebendeshalb kann man nicht sagen: der Mensch ist Gott! insofern das zweite Substantivum nun doch wieder etwas Größeres ausdrücken soll als das erste“ (III 336). Keller hat „noch kurz vor seinem Tode gegenüber K. F. Meyer seinen atheistischen Standpunkt mit Leidenschaft behauptet“ (Ermatinger im Literarischen Echo 16 [Berlin 1913] 62). Aber die Hoffnungen, die er auf diese Lebensanschauung gebaut hatte, verwirklichten sich nicht. Er meinte 1851, für „Kunst und Poesie“ sei „von nun an kein Heil mehr“ ohne eine rein diesseitige Auffassung der Welt; ja er fügte hinzu: „Ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will“ (II 275). Die seitdem verflossenen Jahrzehnte der europäischen Literaturgeschichte haben diese Vorhersage so vollkommen widerlegt, daß jedes weitere Wort unnütz wäre.

Vergeblich war auch Kellers Erwartung, ihm selber werde sich nun, wo er des Glaubens an Gott und Jenseits ledig sei, ein Erdenleben voller Hoheit und Weite auftun. „Wie trivial“, so schrieb er 1851, „erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgendeinem Winkel der Welt nachzuholen“ (II 274 f.). Die Hunderte von Kellers Briefen aus der Zeit zwischen 1850 und 1890 liefern den Beweis, daß seine Gedanken in einer engen Welt kreisten. Unter den Männern und Frauen, an die er freundschaftlich schreibt, stehen viele geistig hoch, aber wie selten er trotzdem von den großen Fragen der Menschheit spricht, läßt schon ein Blick in Ermatingers Register vermuten. Aus den ganzen 40 Jahren wird für Kellers „Weltanschauung“ keine einzige Stelle angeführt. Alles, was zur Kennzeichnung seiner „Persönlichkeit“ den Briefen dieses Zeitraumes zu entnehmen sein soll, steht unter den Schlagworten: Deutschtum, Dialektdichtung, Malerei, Schweizerische Nationalliteratur, Orthographie, Politik (III 575). Allerdings verbergen sich auch unter Ermatingers Hinweisen auf die Lebensbeschreibung einige Briefstellen, die in diesen Zusammenhang gehören, und wenn man Vollständigkeit anstrebt, läßt sich die Ausbeute noch weiter vermehren. Im ganzen bleibt aber durchaus die Tatsache bestehen, daß wir von einer „unendlich schöner und tiefer gewordenen“ Welt nichts wahrnehmen, sondern daß uns ein trüber Erdentag umfängt, dessen einziges Licht der Humor ist. Wo diese arme Sonne den Staub vergoldet, da leuchtet er in Schönheit. Wir können uns des Blinkens eine Weile freuen, aber das Höchste und Herrlichste in uns wird hier ebensowenig angesprochen wie in Kellers Dichtungen, die unter dieser Rücksicht ein andermal genauer zu untersuchen sein werden. Lindemann-Ettlinger urteilt mit Recht, daß uns ihre Kunst gerade wegen der in ihnen spiegelnden Weltanschauung „niemals mit allen Kräften überwältigt“ (Geschichte der deutschen Literatur II⁹ [Freiburg 1915] 486).

Als Zürcher Staatschreiber verfaßte Keller einmal die Regierungskundgebungen, die jährlich am eidgenössischen „Buß-, Bet- und Danktag“ von den Kanzeln verlesen werden. Begreiflicherweise war wenigstens ein

Teil der Geistlichkeit froh, daß der Text meist einer andern Feder entstammte, aber nicht immer fand sich ein Mitglied des Rates bereit, dem Staatschreiber diese Amtstätigkeit abzunehmen. Der Gottesleugner sprach dann z. B. im „Mandat“ für 1867 zu seinen Mitbürgern von dem Schicksal, das, „gelenkt durch Gottes Ratschlässe“, über die Erde hinschreite. Er mahnte sie, „die Blicke nach oben zu richten“, zu dem Herrn, der ihr einziger Herr sei. „Bitten wir ihn“, sagte er, „daß er uns das rechte Vertrauen lehre, welches aus dem heißen Danke für seine unwandelbare Güte hervorgeht. . . . Ob wir auch mit dem Gefühl voller geistiger und fittscher Gesundheit vor den Allwissenden treten können, das, liebe Mitbürger, muß uns der ernste Blick in uns selbst sagen. . . . Möge Gott uns die Fähigkeit verleihen, unser häusliches Leben in Einfachheit und guter Sitte unserem öffentlichen Leben anzuschließen und dieses selbst einer gesunden und glücklichen Entwicklung offen zu halten. . . . Liebe Mitbürger! Wir bitten euch, am kommenden Bettage im Verein mit allen schweizerischen Brüdern Gottes und seiner unendlichen Liebe zu gedenken und aus dieser die eigene Liebe zu schöpfen, die allein auch für Freie das Dasein erträglich macht“ (Das Literarische Echo 19 [Berlin 1916] 258—260). So mag ein ungläubiger Dichter eine Rolle für eine gläubige Person seines Schauspiels schreiben. Aber wenn man in einer feierlichen Staatsurkunde, die sich in heiliger Stunde an das ganze Volk wendet, das gerade Gegen teil der Gesinnungen ihres Verfassers ausgesprochen sieht, so bekommt man von dem seelischen Reichtum und der inneren Einheit seines Lebens schwerlich eine hohe Vorstellung.

Als Keller Feuerbachs Philosophie übernahm, war ihm „die Hauptfrage“, ob das Leben dadurch „prosaischer und gemeiner“ werde. Er entschied sie so: „Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher“ (II 185). Noch waren nicht zwei Jahre verflossen, so gestand er: „Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben“ (II 220). Das Beste an ihm scheint nach Ermatinger die tadellose Pünktlichkeit seiner Amtsverwaltung (I 399) und eine freilich sehr rauhe Geradheit gewesen zu sein (I 654 f.). Daß ihm auch wirkliches Wohlwollen nicht so fremd war, wie es nach Äußerungen aus seinem Bekanntenkreise scheinen könnte, sieht man aus entgegengesetzten Zeugnissen und aus

seinen Briefen (I 659—663). So schätzenswert alle diese Eigenschaften sind, in dem Grade, wie sie hier auftreten, geben sie ihrem Träger keinen Zug ins Große.

Und noch weniger fühlt man sich einem Höhenmenschen gegenüber, wenn man sieht, daß Kellers starke Arbeits scheu durch den fünfzehnjährigen Zwang des Amtes wohl unterbrochen, aber nicht ausgerottet ward (I 652 f.), und daß die Neigung zu übermäßigem Weingenuß und die unbeherrschte, vor den größten Schimpfworten und selbst vor tätlichen Angriffen nicht zurück schreckende Reizbarkeit auch im Alter nicht überwunden wurden (I 653 657). In der Nacht vor seinem Amtsantritt im Jahre 1862 stürzte er sich z. B. bei einem Gelage in ziemlich bunter Gesellschaft wütend mit einem Stuhl auf Ferdinand Lassalle (I 398). Als ihm 1876 zum Abschied aus dem Amte die Regierung ein Dankessen veranstaltete und die Tischngenossen sich nach drei Stunden zum Aufbruch anschickten, machte er auf eigene Rechnung „ganz tolle Weinbestellungen“. Alle „soffen verzweifelt bis morgens um 5 Uhr“, und der abtretende Staats schreiber sagte in seinem Rausch den Herren immer offener seine Meinung „über die Verdienstlichkeit ihres Regiments und dergleichen“. Zuletzt wurde er in einer Droschke nach Hause gebracht und „hatte drei Tage Kopfweh“ (III 179). Von seinem sechzigsten Geburtstag erzählt er: „Meine Freunde hatten zur Feier meines sechzigsten Geburtstages ein lippiges Mittagessen in einem Gasthause veranstaltet, das von 2 Uhr bis 10 Uhr abends dauerte. Die ganze Gesellschaft, jung und alt, achtzehn Mann, war schließlich besoffen. Ich fuhr als der allerletzte nach Hause und verschmähte jede Begleitung. Als ich aber am Fuße unseres Hügels aufflog, regnete es in Strömen, und ich purzelte auf dem kurzen Wege bis zum Hause drei- oder viermal in den Dreck, so daß die Regula den Rock auswaschen und herstellen mußte und fortwährend schimpste, ich hätte nicht den besten anzuziehen gebraucht“ (III 287).

Da sich solche Ausschreitungen durchaus nicht auf seltene Festtage beschränkten, so war für Regula, die Schwester des Dichters, trotz ihrer derben Art das Zusammenleben mit dem Bruder gewiß hart genug. Eine Gattin hat Keller, so oft er sich darum bemühte, nie gefunden. Als Staats schreiber verlobte er sich im Alter von 47 Jahren mit der 23jährigen Tochter eines Arztes. Sie extränkte sich, bevor es zur Heirat kam. Die Ursache ist nicht völlig aufgeklärt. Nach dem Tode des Dichters wurden die in seinem Nachlaß vorhandenen Briefe, aus denen über das Verhältnis der beiden Verlobten zueinander etwas zu erfahren gewesen wäre, verbrannt

(III 560). Ermatinger sagt über die unglückliche Braut: „Der Ruf ungebändigten Wesens und des Wirtshauslaufens, den der Haß der politischen Gegner verbreitete und übertrieb, erschreckte sie, und es scheint, als ob ihr melancholisches Wesen die Bedenken gegen die Verlobung niemals recht habe verwinden können“ (I 425).

Am 15. Juli 1890 schlug auch für Keller die letzte Stunde. Als den Kranken einige Monate vorher sein Kunstgenosse Konrad Ferdinand Meyer besuchte, drehte Keller während der Unterhaltung die Karte Meyers so lange zwischen seinen Fingern, daß dieser sie ihm schließlich leise wegnahm. „Ich meinte nur“, sagte Keller da, „in den schönen weißen Raum ließe sich ein Vers schreiben.“ — „Welcher denn?“ fragte Meyer. — „Nun, zum Beispiel“, antwortete Keller: „Ich dulde, ich schulde“ (I 676). Von einer Rückkehr zu Gott weiß Ermatinger nichts zu berichten. Aber über den Sarg habe „in der dichtgefüllten Fraumünsterkirche“ der Geistliche „das liturgische Gebet“ gesprochen (I 677). Die Leiche wurde auf dem Zentralfriedhof verbrannt.

Wenn Keller recht hatte, als er sich für Feuerbachs kurzlebige Modephilosophie entschied, dann war nun alles an ihm „den wirklichen und vollendeten Tod“ gestorben (II 276). Nichts blieb übrig, was hätte gerichtet werden können, und niemand war da, den Urteilsspruch zu fällen.

Wenn Keller aber nicht recht hatte? Er hatte ja doch — wie gezeigt worden ist — durchaus nicht mit der Gründlichkeit darüber nachgedacht, die eine so ungeheuer wichtige Sache erfordert hätte. Er hatte leider auch nicht so gelebt, daß ihn das Wort des alten La Bruyère nicht trüfe, das strenge Wort: „Ich möchte einen nüchternen, maßvollen, leuschen, ruhig urteilenden Mann behaupten hören, es gebe keinen Gott; aus dem spräche wenigstens nicht der eigene Vorteil. Aber der Mann ist nicht zu finden“ (Les caractères Kap. 16). Und die echt menschliche Größe, die dem Jünger Feuerbachs aus der Zukunft eines Erdendaseins ohne Gott und Jenseits zu winken schien, erwies sich beim Näherkommen als so klein, so klein! Womit hätte also der Arme die Berechtigung seines Abfalls von Gott ernsthaft begründen können?

Jakob Overmanns S. J.